

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© 2017 S. Fischer Verlag GmbH,  
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-31853-7

# Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf  
[www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de).

Schottische Einwanderer und ihre indianischen Verfolger werden zu Beginn des 19. Jahrhunderts durch einen Erdbeben in ein kleines Tal gesperrt und lernen, durch die Umstände dazu gezwungen, dort friedlich miteinander zu leben. Erst nach zweihundert Jahren wird das Tal durch eine Explosion wieder geöffnet und schleudert einen kleinen Jungen in die Gegenwart. Kleine Feder McAbony, der sommersprossige Knirps mit dem sonderbaren Akzent und den altmodischen Kleidern, ist für die einen nicht von dieser Welt, für die anderen sogar ein Bote Gottes. Denn er hat eine ganz besondere Gabe: Er öffnet die Herzen der Menschen und erweckt die Liebe in ihnen.

*Eran Kroband* wurde 1966 in Tel Aviv geboren. Mit 21 Jahren zog er nach Pennsylvania in den USA und studierte dort Philosophie und Marketing. Heute lebt er in Paris und ist mit einer Französin verheiratet. Tagsüber ist er Computeranalyst, nachts schreibt er.

*Unsere Adresse im Internet: [www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de)*

Eran Kroband

*Kleine Feder McAbony*  
*oder*  
*Wie man die Herzen der*  
*Menschen liest*

Roman

Aus dem Englischen von  
Irmela Erckenbrecht

Fischer Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag,  
einem Unternehmen der S. Fischer Verlag GmbH,  
Frankfurt am Main, Juli 2008

Die Originalausgabe erschien 2003  
unter dem Titel «Little Feather McAbony»  
bei Editions Robert Laffont / SLA  
© 2002 by Susanna Lea Associates/ Editions Robert Laffont  
Für die deutsche Ausgabe:  
© Scherz Verlag, Bern, München, Wien, 2002  
Alle Rechte S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main  
Druck und Bindung: Nørhaven Paperback A/S, Viborg  
Printed in Denmark  
ISBN 978-3-596-17950-3

Irgendwann zwischen 1910 und 1920 sollte in einem kleinen Dorf in der Ukraine die Familie meines Großvaters mit vielen anderen Dorfbewohnern von einer Gruppe Kosaken hingerichtet werden. Meine Vorfahren kamen nur deshalb mit dem Leben davon, weil einer der Kosaken, der sich in meine Großtante verliebt hatte, die anderen überredete, sie über die Grenze nach Polen fliehen zu lassen.

Diesem Kosaken soll das Buch gewidmet sein.



Die Welt war weiß. Tiefer Schnee bedeckte den Boden, überzog ihn so schwer und unzertrennlich wie weißer Zuckerguss einen Geburtstagskuchen. Wie kristallene Schmetterlinge schwebten große Schneeflocken durch die bitterkalte Luft.

«Was für ein schrecklicher Tag! Gott bestraft uns für unsere Sünden», sagte Peter McAbony zu seiner Frau Diana. «Er hat diese Schneesintflut geschickt, um uns alle darin umkommen zu lassen.»



«Was für ein wundervoller Tag! Die Götter wollen, dass wir mit den Weißen kurzen Prozess machen und zurück zu unseren Frauen in die warmen Zelte kriechen», sagte Großer Wolf zu seinem Bruder, Weiße Feder. Gemeinsam mit zwei weiteren Brüdern beobachteten sie die vier armseligen, sich mühsam durch den Schneesturm kämpfenden Planwagen.

Die McAbonys sahen die Indianer nicht. Den McCrays, den McAbots und McRires ging es nicht anders.



Großer Wolf reckte sein altes Gewehr in die Luft. Aus der Ferne erinnerte er an ein auf einem Pferd sitzendes T. Als er den Arm fallen ließ, gallopierten die Indianer zum Angriff.

Irgendwo zwischen Laramie und dem Green River lag zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein kleines, abgeschiedenes Tal, das die Indianer den «Pfad ins Jenseits» nannten. Der Eingang zu diesem Tal war so eng, dass nicht mehr als vier Reiter nebeneinander hindurchpassten. Zu beiden Seiten ragten hohe Klippen auf, und es war der einzige Zugang. Regen und Schnee hatten den Fels im Laufe der Jahrhunderte so glatt poliert, dass es unmöglich war, daran emporzuklettern. In seinen Ausmaßen war das Tal bescheiden, kaum mehr als fünf Quadratkilometer einnehmend. Weit verstreut wuchsen immergrüne Bäume, und nahe dem Eingang durchschnitt ein tiefer, rasch dahinfließender Bach die Grasfläche. Wenige hundert Schritt vor diesem Eingang griffen die Indianer an.

«Hhhaaaiiiii», riefen die Indianer und trieben ihre Pferde auf die Planwagen zu.

«Großer Gott, Indianer!», schrien die vor Schreck erstarrten schottischen Pioniere. Voller Panik peitschten sie auf ihre Pferde ein. Aber sie kamen nur langsam voran, die armen Zugpferde stolperten und strauchelten im tiefen Schnee. Irgendwie schafften sie es bis zum Eingang des Tales, wo die Schneedecke nicht mehr ganz so dick war. Die Tiere fassten Tritt und konnten etwas schneller laufen, dennoch kamen die Indianer immer

näher. Die Zügel in beiden Händen haltend, rief Peter McAbony seiner zitternden Frau zu: «Nimm mein Gewehr und schieß!» Sie hatte noch nie im Leben ein Gewehr abgefeuert, doch jetzt schien der richtige Moment dafür gekommen zu sein. Das lange Gewehr im Arm, kroch sie auf die andere Seite des schwankenden Wagens, spannte den Hahn, wie sie es bei ihrem Mann gesehen hatte, und zielte sorgfältig auf den schon zum Sprung auf den Wagen der McRires ansetzenden Indianer. Diana McAbony schoss genau in dem Augenblick, als das rechte Hinterrad ihres Planwagens auf einen spitzen Felsen stieß und der Wagen einen Sprung tat. Die Kugel verfehlte Großen Wolf und traf stattdessen eine große Kiefer, die friedlich auf den Klippen stand. Der Schuss scheuchte ein Eichhörnchen in seinem Kobel auf. Das verängstigte Tier begann sich wie wild durch den Schnee zu graben, der sich seit Beginn des Winters davor angehäuft hatte. Dabei löste sich ein großes Stück Eis und fiel einem vorüberstreichenden Puma auf den Kopf. Die Raubkatze brüllte wütend auf und verschreckte damit einen riesigen Wapiti-Hirsch, der am Rand der Klippe gestanden und den Tumult darunter gelassen beobachtet hatte. Der Hirsch machte einen Satz in die Luft. Mit einem dumpfen Lärm landete sein enormes Gewicht so schwer auf dem Boden, dass ein Felsbrocken ins Rutschen kam. Schwerfällig rumpelte der Stein in den engen Eingang hinein und prallte dabei an allen Seiten ab. Unter seinen heftigen Stößen lösten sich weitere Felsen, und bald prasselte eine donnernde Felsenlawine herab. Der ohrenbetäubende Lärm ließ sowohl die

Verfolger als auch die Verfolgten erstarren. Weiße und Indianer sahen mit blankem Erstaunen, wie der Berg in sich zusammenstürzte. Ihnen war noch nicht klar, dass sie nun für immer von der Außenwelt abgeschnitten waren.

Als der Staub sich gelegt hatte und unter den unerbittlich fallenden Schneeflocken verschwunden war, hatte das Tal keinen Zugang mehr. Die vier Indianer starrten auf die riesigen Felsbrocken und begriffen, dass sie in dem Tal gefangen waren. Die verschreckten Weißen, die noch wenige Augenblicke zuvor gefürchtet hatten, skalpiert zu werden, sahen ungläubig zu, wie ihre Verfolger von den Pferden stiegen, ihre Waffen niederlegten und sich vor dem blockierten Zugang in einem Kreis niedersetzten. Eine Weile lang war die Welt vollkommen still. Dann fingen die Indianer, zur Verblüffung der verängstigten Weißen, zu singen an. Und obgleich die Schotten die Worte und deren Bedeutung nicht verstehen konnten, spürten sie doch die Angst in den Stimmen der Eingeborenen ...

«Nutzen wir die Zeit, um uns neu zu formieren», rief Fred McAbot den anderen zu.

Rasch bildeten sie mit ihren Wagen einen Kreis, verschanzten sich und warteten, was die Indianer als Nächstes unternehmen würden. Als die Indianer ihre Zeremonie beendet hatten, griffen sie nach ihren Waffen und sprangen wieder auf ihre Pferde.

«Sie kommen», rief Fred. Hastig richteten die Pioniere ihre Gewehre auf die näher kommenden Indianer. Doch zu ihrem Erstaunen wirkten diese gar nicht mehr feindselig. Mit lockeren Zügeln ritten sie in gemäch-

lichem Tempo heran, und die wilden Grimassen der Verfolgungsjagd waren ruhigen, ja fast freundlichen Mienen gewichen.

«Was mögen sie vorhaben?», fragte John McRire. «So wären sie für uns eine leichte Beute.»

«Vielleicht haben sie keine Lust mehr zu kämpfen», erwiderte Belinda, seine Frau.

Die Schotten senkten ihre Gewehre und warteten. Wenige Schritt vor der Wagenburg hielten die Indianer ihre Pferde an. Reglos starrten sie eine ganze Weile geradeaus. Schließlich stieg Großer Wolf ab und suchte etwas auf dem Boden. Er hob einen dünnen Stock auf und begann, damit etwas in den Schnee zu malen.

«Was macht er da?», fragte Fred.

«Ich glaube, er will uns etwas zeigen», sagte John.

«Vorsicht, Leute», warnte Peter. «Es könnte eine Falle sein.»

«Gebt mir Deckung, ich gehe hin und schau es mir an», sagte John.

Die Indianer rührten sich nicht, als John näher kam. Einige Schritt vor Großem Wolf blieb er stehen. Der Indianer hatte zwei Formen in den Schnee gezeichnet, eine Ellipse und etwas, das an eine Flasche erinnerte. John sah Großen Wolf fragend an. Der Indianer zeigte auf die flaschenähnliche Form, drehte sich langsam um und deutete auf die Wände des Tales. Dann machte er ein lautes Geräusch, das John erschrocken zusammenfahren ließ. Die Indianer lachten. Großer Wolf hob die Hand in Richtung des blockierten Ausgangs. Dann drehte er langsam den Kopf zurück und richtete seinen Blick auf die Ellipse.

«Es gibt keinen Ausgang mehr?», fragte John ungläubig. Aber Großer Wolf verstand ihn nicht und lächelte nur.

John ging zu den anderen zurück. «Was hat er gesagt?», fragte Peter.

«Wenn ich ihn richtig verstanden habe, sind wir mit den Indianern in diesem Tal eingeschlossen. Der einzige Zugang ist blockiert.»

Die Schotten schrien erschrocken auf und bekreuzigten sich.



Im Laufe der Zeit lernten die schottischen Pioniere, ihre Angst zu überwinden und die Indianer zu achten. Sie lehrten sie ihre Sprache, damit sie alle zusammen beten konnten (wenn auch zu unterschiedlichen Göttern); sie lehrten sie lesen, damit die Worte der Bibel ihre Seelen durchdringen konnten; und sie lehrten sie, am Tag des Herrn zu ruhen. Warum die Weißen einen besonderen Ruhetag brauchten, blieb den Indianern allerdings ein Rätsel; hatten sie das Bedürfnis, sich auszuruhen, war ihnen ein Tag so recht wie der andere.

Die Indianer wiederum lehrten die Schotten jagen, fischen und Heilkräuter sammeln. Ihr Wissen und ihre Fähigkeiten sicherten das Überleben und machten die Gründung des Dörfchens Loneliville überhaupt erst möglich.

Wie das Glück, der Zufall, das Schicksal, die Vorsehung oder Gott es wollten (vielleicht sind ja alle ein und daselbe), hatten die vier schottischen Familien jeweils eine einzige Tochter. Und um zu beweisen, dass es (das Glück, der Zufall, das Schicksal, die Vorsehung oder Gott – die Schotten glaubten natürlich, dass Gott dahinter steckte) alles im Griff hatte, gab es für jede dieser Töchter einen in etwa gleichaltrigen Mann unter den Indianern.

Und so konnte Peter McAbony, als Großer Wolf nach sechs Monaten friedlichen Miteinanders zu ihm kam und ihn bat, seine Tochter Lisa für immer in sein Tipi holen zu dürfen, keinen wirklichen Einwand vorbringen.

«Wenn du sie heiraten willst, bin ich einverstanden, aber wir müssen es richtig machen.» Dem wiederum konnte Großer Wolf nicht widersprechen.

«Du musst dich taufen lassen», sagte Peter.

«Gut», erwiderte Großer Wolf und hoffte nur, es würde nicht wehtun.

Als der große Tag gekommen war, führten die vier Schotten Großen Wolf an den Bach, tauchten ihn in das Wasser und reihten, da sie keinerlei theologische Ausbildung hatten, alle feierlichen Gebete aneinander, an die sie sich erinnern konnten. Es war sicherlich eine der ungewöhnlichsten religiösen Zeremonien in der Geschichte der Menschheit. (Was vielleicht auch erklärt, warum die Tätigkeiten «taufen», «waschen» und «sauber machen» von den Indianern und ihren Nachkommen von nun an als gleichbedeutend angesehen wurden und Sätze wie «du bist dran mit Geschirr

taufen» oder «das Baby hat sich dreckig gemacht, ich muss es taufen» in Loneliville ganz alltäglich waren.)

Großer Wolf fügte sich willig in die seltsamen Rituale der Weißen. Doch als sie ihm einen christlichen Namen verpassen wollten, stellte er sich quer.

«Ich habe schon einen Namen.»

«Ich auch», erwiderte Peter, der nicht wusste, wie er seinen Schwiegersohn von der Notwendigkeit überzeugen sollte, sich einen Namen zuzulegen, mit dem er eines Tages an der Himmelspforte wohlwollend aufgenommen würde.

«Ja, Peter.»

«Nein, Peter ... McAbony.»

Der Indianer sah ihn fragend an.

«Ah, wie Großer Wolf ... Cheyenne.»

«Ja», sagte Peter und lächelte erleichtert.

«Und was bedeutet Peter?», fragte Großer Wolf.

«Nichts.»

«Und John?»

«Auch nichts.»

«Und Fred?»

Peter schüttelte nur den Kopf.

«Dann will ich euren Namen nicht», schloss Großer Wolf. «Ein Mann, dessen Name nichts bedeutet, wird von den Göttern nicht in die Ewigen Jagdgründe eingelassen.»

Peter ließ nichts unversucht, um ihn doch noch zu überzeugen, aber Großer Wolf wollte nichts davon hören. Sein einziges Zugeständnis bestand darin, Lisas Nachnamen neben seinem auf die Heiratsurkunde zu schreiben. Und so wurde in Loneliville eine neue Sitte

ins Leben gerufen, nämlich dass der Mann den Nachnamen seiner Frau annahm. Später, als er und Lisa McAboyn ihr erstes Kind bekamen, bestand Großer Wolf, sonst ein nachgiebiger und verständnisvoller Ehemann, darauf, dem Jungen einen «bedeutsamen» Namen zu geben. Lisa zögerte, doch als Großer Wolf schwor, den Kleinen nur Einsamen Bären zu nennen, ganz egal, welchen unsinnigen Namen die anderen sich für ihn ausdenken würden, lenkte Lisa ein. Und so kam es zu einer weiteren ungewöhnlichen Sitte, die den Kindern von Loneliville zu einem indianischen Vornamen und einem schottischen Nachnamen verhalf.

Während die alte Generation anfangs noch zögerte, die neuen Gewohnheiten anzunehmen, verblassten im Laufe der Zeit die Gegensätze. Als schließlich Kleine Feder das Licht der Welt erblickte, lebten die Bewohner von Loneliville trotz ihrer unterschiedlichen Herkunft in bester Eintracht.

Die indianisch-schottischen Einwohner von Loneliville bildeten eine so eigenwillige Mischung, dass ein Forschungsreisender, hätte er sie zu Gesicht bekommen, sicher von einem ganz neuen Volk gesprochen hätte. Im Widerstreit der Gene hatte sich das glatte schwarze Haar der Indianer gegen die roten Locken aus Europa durchgesetzt. Außerdem hatte die bronzefarbene Haut ebenso Oberhand gewonnen wie zum Glück auch der geschmeidige, muskulöse Körper der Eingeborenen.

Doch auch die Gene der Neuankömmlinge hatten ihre Spuren hinterlassen: Auf den Gesichtern der Neugeborenen fanden sich zahlreiche Sommersprossen (was